aufbegehrte. Das Volk muß selbst angreifen. Wenn die Leute erst das einsehen, werden sie schon ihren Weg finden. Ich will mit die Wilde arbeiten, daß sie das einsehen. Das Volk muß sich selbst helfen, muß den eigenen Verstand gebrauchen. So ist es, Mutter."

Er tat ihr leid. Sie empfand Angst für diesen Menschen. Er war ihr früher stets unangenehm gewesen, aber jetzt trat er ihr plötzlich näher, wurde ihr vertrauter.

„Paul geht den Weg von dieser Seite, er — von der anderen . . . Für Paul ist es leichter!" dachte sie unwillkürlich und sagte laut:

„Sie werden dich ergreifen . . ."

Rubin blickte sie an und antwortete ruhig:

„Wenn schon — sie lassen mich wieder los, und dann will ich von gewem . . ."

„Die Bauern werden dich selbst binden . . . und du kommst lange ins Gefängnis . . ."

„Nun, da sitze ich eine Weile — und kommt ich wieder heraus. Und gehe wieder los . . . Was die Bauern anlangt, so binden sie mich vielleicht ein, gewiß, dann werden sie schon einsehen, daß sie mich nicht binden, sondern anbinden müssen. Ich werde ihnen sagen: Ihr glaubt mir nicht, hört mich nur an . . . Wenn sie mich aber anhören — werden sie mir schon glauben!"

Beide sprachen langsam, als betasteten sie jedes Wort, bevor sie es aussprachen.

„Für mich, Mutter," sagte Rubin, „ist dabei wenig Freude. Ich habe hier die letzte Zeit viel heruntergeschluckt. Ja. Hab' allerhand begriffen. Aber jetzt ist mir zumute, als wenn ich einen Kleinen begrabe . . ."

„Du gehst zugrunde, Michailo Iwanowitsch," meinte die Mutter, traurig den Kopf schüttelnd.

Er sah sie mit seinen dunklen, tiefen Augen fragend und erwartungsvoll an. Sein stämmiger Körper beugte sich vornüber, er stützte sich mit den Händen auf den Stuhlsitz und sein braunes, vom schwarzen Bart unrahmtes Gesicht erschien blaß.

„Weißt du, was Christus vom Sanenkorn gesagt hat? Wenn du nicht stirbst, wirst du in der neuen Aehre nicht auferstehen . . . Der Mensch ist ein Sanenkorn der Wahrheit, ja . . . Ich hab's bis zum Tode noch weit. Ich bin schlaut"

Er rückelte sich auf dem Stuhl und stand langsam auf.

„Ich gehe jetzt in die Werkstatt zu den Leuten . . . Weshalb kommt der Kleinrusse nicht . . . Ist er schon wieder bei der Sache?"

„Ja!" sagte die Mutter lächelnd. „Sie sind ja alle so — kann man sie aus dem Gefängnis freigelassen, so gehen sie sofort wieder ans Werk."

„So muß es sein. Erzähl' ihm von mir . . ."

Sie gingen langsam Schulter an Schulter in die Küche und wechselten, ohne sich anzusehen, kurze Worte.

„Ich werd' ihm erzählen," versprach sie.

„Nun, leb' wohl!"

„Leb' wohl . . . Wann kündigst du?

„Hab' schon gekündigt."

„Und wann geht du fort?"

„Morgen. Morgen früh. Leb' wohl!"

Er bückte sich und stand ungeschickt und unmutig in den Flur. Die Mutter hielt einen Augenblick vor der Tür und lauschte unsicher auf die sich entfernenden, schweren Schritte. Dann wandte sie sich still um, trat ins Zimmer, hob den Vorhang auf und blickte durchs Fenster. Vor dem Fenster stand unbeweglich eine schwarze Finsternis, die ihren abgrundtiefen Rachen aufriß und auf etwas lauerte.

„Ich lebe nachts!" dachte sie. „Immer nachts!" . . .

Der schwerfällige, scheue Bauer hat ihr leid. Er war so breit, kräftig, und dabei lag etwas Hilfloses in ihm, wie in all diesen Leuten . . .

Bald kam Andrej lebhaft und lustig.

Als sie ihm von Rubin erzählte, rief er:

„Geht er schon? Nun, mag er nur auf die Dörfer gehen, die Wahrheit verkünden, und das Ball aufwerfen . . . Bei uns wird es ihm schwer. Er hat seine eigenen Gedanken im Kopf. Für unsere ist er zu beschränkt."

„Er habe über die Herren gesprochen . . . Da ist etwas hohl" meinte die Mutter vorsichtig. „Ob die uns nicht betrügen?"

„Geht Euch das wuh?" rief der Kleinrusse lachend. „Ich, Mütterlein, das liebe Geld! Wenn wir nur Geld hätten! . . . Wir leben noch ganz und gar für fremde Rechnung . . . Nikolai Iwanowitsch nun Beispiel bekommt monatlich hundundsechzig Rubel — der gibt uns hunderte. Ebenso andere. Hunderte Studenten schicken manchmal etwas, das sie kopeckenweise gesammelt haben . . . Es gibt natürlich verschiedene . . . Die einen — betrügen, die anderen halten sich zurück, aber die besten arbeiten doch mit und bis an Ende."

Er schlug die Hände zusammen und fuhr kläglich fort: „Aber bis dahin ist es noch weit. Den ersten Mai begehen wir eine kleine Feier . . . Das wird lustig sein!"

Seine Worte und seine Erregung verscheuchten die Unruhe, die Rubin ihr verursacht. Der Kleinrusse ging im Zimmer auf und ab, rieb sich mit einer Hand den Kopf, mit der anderen die Brust, blickte zu Boden und sagte:

„Wißt Ihr, bisweilen hat man so ein Gefühl im Herzen — ganz sonderbar! Es kommt einem vor, daß — wohin man auch geht — alle Menschen Kinder sind, in allen dasselbe Feuer brennt, alle fröhlich, gut und herrlich sind . . . Einer versteht den anderen . . . Und niemand will den anderen kränken: das braucht man nicht mehr. Alle bilden einen Chor, und jedes Herz singt seine eigene Stimme darin . . . Alle Lieder fließen und eilen wie Bäche in einen Fluß, und dieser Fluß strömt mächtig in das weite, helle Lebenskleeer . . . Wenn man denkt, daß das einmal eintritt! — Es kann gar nicht anders sein, es muß so kommen, wenn wir nur wollen. — Dann steht das erlauchte Herz vor Freude still, man möchte weinen . . . so herrlich ist es!"

Die Mutter bemühte sich, ihn nicht zu stören. Sie hörte ihm stets mit größerer Aufmerksamkeit zu als den anderen: er sprach am allereinfachsten und seine Worte griffen am stärksten ins Herz. Pawel blickte wohl auch in die Zukunft — wie war das anders möglich, wenn man solchen Weg wandelte? Aber er blickte allein in die Ferne und sprach nie über das, was er sah. Der Kleinrusse dagegen schien ihr stets mit einem Teil seines Herzens in der Ferne zu sein, aus seiner Rede klang stets das Lied von zukünftigen Festtagen aller Menschen auf Erden. Dieses Lied offenbarte in den Augen der Mutter den Sinn des Lebens und der Arbeit ihres Sohnes und all seiner Freunde.

„Und wenn man erwacht," sagte der Kleinrusse kopfschüttelnd, und seine Hände sanken herab, „und um sich sieht — dann ist es überall kalt und schmutzig. Alle sind rüde und böse, das Leben ist gemürbt, gerfällt! . . ."

Er blieb mit tiefem Kummer vor ihr stehen, schüttelte den Kopf und fuhr leise fort:

„Das tut weh . . . aber man darf den Menschen nicht glauben, man muß sie fürchten und sagen lassen! Das Leben verpflichtet den Menschen — er wird mit sich eneins. Man möchte nur lieben, aber wie kann man das? Wie kann ich jemand verzeihen, wenn er wie ein wildes Tier auf mich losgeht, kein lebendes Wesen in mir erblickt und mir einen Fußtritt ins Antlitz versetzt? Das darf ich nicht meiner selbst wegen. Ich für meine Person mag alle Kränkungen ertragen, aber ich will doch nicht den Bedrückern entgegenkommen, damit sie auf meinem Rücken andere prügeln lernen."

(Fortsetzung folgt.)

Umschau

Märchen- und Geschichten-Erzählung

Der Märchenabend für Erwachsene, den Hedwig Eichenbrecher am Mittwoch abhielt, hatte ein zwar dankbares nur zahlreiches Publikum vereinigt. Die Erzählerin hat sich die Märchenarbeit — beliebte nicht den „Vortrag" — von Märchen und schlichten Geschichten Reinhardtsen zur Spezialität erkoren, was unstreitig verdienstvoll ist. Sie besitzt alle Vorbedingungen zur Ausübung dieser nicht ganz leichten Kunst: die anschauende Fabulierungsgabe, alle Nüancierfähigkeit und Bildsamkeit der Ausdrucksmittel, ein gefühlsreiches Organ und — hat not bonet — etwas vom Ton der „Märchentante", wie sie und in gut bürgerlichen Traditionen überliefert ist. Mit diesen Mitteln ein Tonnen- und Kinderpublikum nicht zu ergötzen, wäre beinahe eine Kunst. So lagen denn auch an diesem ersten Abend die Mädchen der anwesenden Jünglinge und ältern Damen förmlich auf der Lauer, sich von Wundererlösungen imprädarieren zu lassen, und wenn in nichtlichen Schaupfen einbetrügeln wollte, falle ihr Lehrmeister eilfest ein Bein und seine Pointe überkugelte sich im Gelächter der Damen. Wie es halt immer ist, wo gute und wohlwollende bessere Bürgerleute ein wenig in Kunst und Gemüt machen. Nett war's — nehmt alles nur in allem. Ein Geschichtchen von Rosegger und ein wiegendes Märchen vom alten Herrn Bernhard lösten den Abend ab. Es war so heilig, über die Lebensmaßlichkeit des Geld und der Gerd zu sichern. Libi!

Ich hatte mir vom Heilig einige kräftigere und erfrischlichere Märchen „für Erwachsene" vorstellen können; Märchen, in denen etwas vom Hoffen und Streben der Zeit widerklingt und von dem großen Zug, der neuer Zeiten neuen Leben entgegenreicht. Aber freilich . . . und außerdem: die gute bürgerliche Bildungsschicht — — — nicht darum! — Dem nächsten Märchenabend für Kinder wünschen wir den aktiven äußern Erfolg. Er wird erweisen, ob der Erzählerin nur darum zu tun ist, ihre Zuhörerschaft lachen zu lassen oder ob sie den Kindern ein Schlüsselchen Tonne schenken will, in deren Wärme unzählige Saaten reifen kann. Und achtet die Erzählerin am Kindern die ein wenig anschlichtere Bewunderungswürdige mitbringen; Kinder sind im Punkte Unterschiedlichkeit ziemlich Kritiker! Ib.

Wie kann die Stadt zur Geschmacksbildung des Volkes beitragen

Ueber dieses Thema sprach auf Veranstaltung des Gewerbevereins Hosterwitz am 27. November im Stadtverordnetenvorsteher Herr Stadtbaurat Erlwein. Er führte etwa aus: Es ist ein nicht gegeben, in Worten auszudrücken, was er alles Künstler sagt. Aus den mangelhaften Urteilen mögen man das erkennen, was er nicht lagen können. Einer der wichtigsten Kulturmittel der Zeit ist der Geschmack. In allen Dingen des menschlichen Daseins greift der Geschmack individuell ein. Ebenso ist die Anforderung des Geschmacks zu fühlen. Geschmackvoll ist gleichbedeutend mit praktisch, zweckmäßig, zweckerfüllt und schön. Der Begriff „geschmackvoll" kann niemals auf Dinge angewendet werden, die unzweckmäßig sind. Der Geschmack verbindet mit der Zeit, er ist Modesache. Heute kann nicht mehr als geschmackvoll angesprochen werden, was vor 2000 Jahren schon gewesen ist. Man könne heute kein einfaches Bürgerhaus in Gotik oder Gaotik erbauen; das wäre geschmacklos sein. Im Zeitalter des Verkehrs, der Elektrizität und des Autos müsse alles Neugeschaffene zweckmäßig und praktisch sein.

Es ist nun Pflicht derjenigen Stellen, denen eine gewisse Führung des Volkes zusteht, ihren Einfluß in bezug auf Geschmacksbildung geltend zu machen. Im Stadtbild, d. h. wie in einer Stadt gebaut wird, zeige sich der Inbegriff aller Kulturarbeit. Die Gemeinde muß im Bau ihrer eigenen Anlagen zeigen, daß die Bestrebungen des guten Geschmacks erfüllt werden. Die Gemeindebauten müssen zweckmäßig und praktisch sein, sie müssen verbindlich für alle Einwohner sein. Das geschieht, wenn diese Aufgaben von echten Künstlern gelöst und von echten Handwerkern ausgeführt werden. Eine Volksschule muß einfach und vollständig sein, sie muß auf das einfache Bürger- und Arbeiterhaus gestimmt sein. Wenn wir heute die Brunnstadtbrücke neubauen, so müssen wir es geschmacklos finden, wenn sie wieder in gebaut würde wie ehemals. Die moderne Schönheit verlangt die Beseitigung dessen, was sie als Hindernis empfunden hat. Auch beim Denkmalbau darf der gute Geschmack allzeit nicht berücksichtigt. Die Kunst muß ausgeschaltet und es muß nur mechanisch verfahren. Ein Denkmal soll den Begriff, die Größe des Mannes verkörpern. In einem andersartigen Meter könne er noch keinen Wert erkennen. Und dann muß ein Denkmal auch zum Platz komponiert sein, muß in Wechselwirkung stehen.

Wenn wir heute neuzeitlich sein wollen, muß der Geschmack verinnerlicht werden. Minderwertiges, Land und Druck müssen verschwinden. Man habe nicht mehr scheinen, als wie man ist. In bürgerlichen Kreisen habe man sich nicht gehütet, das alles entgutzen. Die Nachahmung habe überall ihren Einzug gehalten. Wir haben die Wände und Türen marmoriert, Gipsmit Bronze angestrichen, reichgeschnitzte Holzmöbel aus Sägespänen gepreßt, ornamentiert, ferner haben wir Imitationen perlischer Teppiche, Stubenzimmer mit Gipsdecken, wirkungsvolle angestrichen. Wir haben Kaffeehäuser und Schauderhäuser Art mit prunkvollen Namen in unseren Wohnzimmern aufgebaut. Wir haben viel getan, und unsere Wohnungen geschmackvoll hat werden lassen. Wir sind unwahr, wir sind nicht treu gegen uns selbst. Wir haben die bürgerliche Behaglichkeit in unseren Wohnungen verloren.

Ein frischer Zug ist aber da, der und eine Besserung verbreitet, wenn es auch langsam vorwärts geht. Die Gemeinde habe um in nicht Verpflichtung, mit gutem Beispiel vorzugehen. Der neue Geist fängt an, allerhöchsten Zuschüsse zu spielen. Der Redner erläuterte das an neuen Straßenbahnen, Zeitungskiosken, Bedürfnisanstalten usw. Auch bei dem zu errichtenden Kriemarcion werde der Kraft des Chemikers entsprechen. Von den Vorgängen allerhöchsten müsse verlangt werden, daß sie vom modernen Geiste erfüllt seien, daß Personen ihnen vorstehen, die in der Welt draußen waren und künstlerisches Empfinden besitzen.

Wir haben eine Reihe sehr tüchtiger Künstler in Dresden, die ein Gebäude billig, praktisch und schön gestalten. Es müsse angestrebt werden, daß Bauen in die Hand von modernen Künstlern kommen und daß zwischen Bauherren und Künstlern ein richtiges Verhältnis bestehe. Der Künstler darf nicht Handwerker und der Handwerker nicht Künstler sein, sie sollen sich beide aber ergänzen.

Das Schmerzlichste für den Künstler sei das Kommerzielle. Dieses wirkt Unsäglichkeiten großen Schäden, Lächerlichkeiten usw.! Das sei höchst, daß verderbe den Geschmack des Volkes, daß müsse von der Gelassenheit bekämpft werden. Die Gemeinde muß zu der Ueberzeugung kommen: Eine gute Sache braucht keine Reklame! In Brüssel habe man mit der Reklame aufgehört, und man sei dort froh, daß man es getan habe. Stolz sei heute der Brüsseler, seinen Markt so schön entwickelnd gepaart zu sterben. Es habe sich nichts geprägt, daß durch die Abschaffung der Reklame das Gewerbliche beeinträchtigt worden ist. Es sei nur zu wünschen, daß in Sachsen das in Bodenbildung befindliche Gesetz gegen Verunstaltung von Stadt und Land wohlwollende Aufnahme bei den maßgebenden Körperschaften und der gesamten Bürgerschaft finden möge.

Die Stadtgemeinde muß bestrebt sein, künstlerischen Geist in allen ihren Aufgaben walten zu lassen. Sie übt Geschmacksbildung, wenn sie gegen Land und Schund streng wacht, wenn sie an der Abschaffung jedweder Imitation mitwirkt und gut wirkend und wirklichen Schönheit strebt.

Reicher Beifall wurde dem von Begeisterung getragenen Ausführungen zuteil, und es war schade, daß sie nicht vor einer größeren Zuhörerschaft gemacht wurden.

Literatur

Zur Geschichte der Tannhäusersage. Man nimmt bekanntlich bei uns gewöhnlich an, daß die seit Wagners Operndichtung so bekannt gewordene Sage vom Ritter Tannhäuser und seiner Liebesgöttin Venus, entsprechend dem deutschen Kaiser des Hellers und der im Herzen Deutschlands gelegenen Stätte, in die doch Venusbergtraum in der von Wagner benutzten Fassung der Sage verlegt ist, deutschen Ursprungs und vom Hause aus in deutschen Landen heimisch gewesen sei. Indessen ist bei Herleitung in Elsaßungen nachweislich erst im 19. Jahrhundert der Ehre teilhaftig geworden, Frau Venus und den Ritter Tannhäuser beherbergt zu haben; und der Stoff ist vom Horsle aus keineswegs nicht heimisch, sondern gehört dem vermutlich in Italien entstandenen und jedenfalls dort ausgebildeten Sagenkreis an, der sich an die in deutschen Landen niemals vollständig gewesene Gestalt der Sibylle knüpfte. Jedenfalls hat der Minnesänger „Herr Tannhäuser" oder „der Tanhäuzere" (1205 bis 1270) in seinen Gedichten weder vom Minnberg noch von Frau Venus einmal zu berichten, und im „Wartburgkrieg", dem zu Ende des 13. Jahrhunderts entstandenen Ergebnis des endgültigen Minnesängertums, ist gar von einer Felicie, Tochter der Sibylle, die Rede, die mit Juno und dem Königs Artus in einem hohlen Berge lebt, dagegen wird weder ein deutscher Ritter mit dieser Gestalt in Verbindung gebracht noch der Berg, der ihr ganz Wolfsig dient, nach Deutschland verlegt. Wie und auf welchem Wege aber die Tannhäusersage aus ihrem Ursprungslande Italien nach Deutschland kam, darüber hat Herr Heinrich Dübi (Bern) in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde einen sehr beachtenswerten Beitrag veröffentlicht. Der im Wartburgkrieg noch unbekannte Berg und die Grotte wird 1391 im 5. Buche des Prosaromans: „Guerrier il Meschino" des Antonio di Pagnatotti genau beschrieben und in den heute noch so genannten Monte della Sibilla bei Norcia verlegt, wo denn der Held Guerier in der Tag auch wunderbare Abenteuer erlebt, gelegt aber, weil er den Jahresberg vor Ablauf eines Jahres verlassen, doch nach dem Papste Pio II. exhumiert. Im 15. Jahrhundert wird der Berg im Sinne der späteren Fassung zum Sitze der Frau Venus erhoben, und es beginnen die Pilgerfahrten über Leute, die darin gewesen sind und über die Abenteuer, die sie dort erlebten, berichten. Das älteste dieser Pilgerfahrten ist wohl das des Züricher Eberhern Felix Hemmerlin (Malleolus), der um 1410 bis 1413 von einem „unfallen" Mann aus Selgeng berichtet, der ein Jahr lang in diesem Berg bei den unsonderen Geistern in Sünden zugebracht, darum aber wegen seiner aufrichtigen Reue vom Papst Johann XXIII. in Bologna Vergebung erhalten hatte und eine sehr eingehende Beschreibung von dem Liebesberg und seinen Wunden gab. Aus dieser Erzählung, die u. a. auch schon die Gestalt des nur dem Betreten der verderblichen Grotte warnenden frauen Hedwig enthält, gieße Dübi den Schluß, daß die Sage vom Tannhäuser in ihren wesentlichen Zügen gegen Ende des 14. Jahrhunderts bereits in Italien ausgebildet war und von dort durch Vermittlung der Schweiz nach Deutschland gewandert ist. Dafür sprechen in der Tat verschiedene Umstände. Die Tannhäusersage war sicher eisel in der Schweiz sehr lebendig; sie wird nicht nur in der geistlichen Literatur genannt, sondern ist auch in drei alten Fassungen aus dem St. Galler Oberland, dem Emmental und dem Aargau überliefert; und ein Zeugnis für diese Volkstümlichkeit der Sage ist es wohl auch, wenn z. B. noch 1509 und 1510 in Luzern Leute in den Turm gemacht werden, weil sie sich für schwere Gebüter, die im Venusberg gewesen seien, ausgegeben hatten. Die Einsiedler Fassung nennt den Ritter, der das Abenteuer erlebte, „Dorlaiker" und „ein ritter guet", wie denn heute noch der Name „Tannhuser" als Geschlechtsnamen im Kanton Luzern vorkommt. Im St. Galler Oberland erinnerte sich noch 1864 ein alter Mütterchen, daß in seiner Jugend das Tannhuserlied als „Dangerlied" allgemein bekannt gewesen sei; „Danger" oder „Dangerten" war ein zwischen Sargans und Mapna gelegener Hügel, der von alten Leuten auch Frau Venus (Venus) oder Venusberg genannt wurde. Die St. Galler Fassung, die sehr alte Formen zeigt, stimmt auffällig mit der italienischen Sage, wie sie der Eberhard Hemmerlin berichtet hat, überein; eine besondere Verwandtschaft mit der uns geläufigen Fassung der Sage liegt darin, daß in dem St. Galler Lied das „Gemüt" des Papstes, der Tannhäuser verdammt hat, nach bestimmt Tagen nicht nur gelitt, sondern auch drei rote Rosen trägt. So scheint die Kraucher des gemeinen Verfassers, daß die Tannhäusersage aus der italienischen Schaulustigende durch schweizerische Vermittlung den Weg zu uns gefunden hat, in der Tat auf guter Grundlage zu beruhen.

Gesundheitspflege

Die Hygiene des Ueberrocks. Fast alle Aerzte stimmen in dem Urteil überein, daß die sogenannten Uebergangsjahreszeiten die ungesundesten und für die Gesundheit gefährlichsten sind. Wenn tatsächlich im Frühjahr und im Herbst unter den Erwachsenen gewöhnlich die meisten Erkrankungen eintreten, so hängt dieser Umstand zum großen Teil damit zusammen, daß man nicht weiß, ob man den Ueberrock schon ablegen bezw. schon in Gebrauch nehmen soll. Nach den Betrachtungen eines Wissenschaftlers des Lancet ist es um die Hygiene des Ueberziehers überhaupt ein eigen Ding, und kein anderes Kleidungsstück bietet für eine gesundheitliche Beurteilung so große Schwierigkeiten. Der häufigste und wahrscheinlichste Irrtum liegt in der Meinung, daß bei einem Ueberrock das Gewicht und der Grad der Wärmehaltung gleiche Begriffe seien. Fast immer ist es umgekehrt, denn schwere Stoffe sind oft gute Wärmeleiter und lassen infolgedessen die Wärme des Körpers rasch entweichen, während leichte Stoffe die entgegengesetzte Eigenschaft besitzen. Außerdem beschränkt der schwere Ueberrock den Körper derart, daß er einen unnötigen Energieverbrauch der Muskeln bedingt. Endlich sind schwere Stoffe auch deshalb ungesund, weil sie die Ausdünstung der Haut

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19071129/18
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft
DFG